

Der Autor und Musiker Johann Allacher wurde in Wien geboren, wo er Rechtswissenschaften studierte. Da sich Frisur und Rockstar-Ambitionen nicht mit einer Juristenkarriere vertrugen, folgten Beschäftigungen als Angestellter, Unternehmer und Kundenberater. Seit 2011 arbeitet er an Spannungsstoffen und humoristischen Texten im Wiener Dialekt. 2016 erschien sein Debütroman »Der Watschenmann«.

JOHANN ALLACHER

# DER KNOCHENTANDLER

*Kriminalroman*

Dieses Buch ist ein Roman. Handlungen und Personen sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind nicht gewollt und rein zufällig.

emons:

Für Manuela

**Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Emons Verlag GmbH

Alle Rechte vorbehalten

Umschlagmotiv: picture alliance/APA/picturedesk.com

Umschlaggestaltung: Nina Schäfer, nach einem Konzept von Leonardo Magrelli und Nina Schäfer

Umsetzung: Tobias Doetsch

Gestaltung Innenteil: César Satz & Grafik GmbH, Köln

Lektorat: Carlos Westerkamp

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany 2018

ISBN 978-3-7408-0278-3

Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie  
regelmäßig über Neues von emons:  
Kostenlos bestellen unter  
[www.emons-verlag.de](http://www.emons-verlag.de)

Dieser Roman wurde vermittelt durch Mag. Günther Wildner,  
Wildner Kulturmanagement, Wien.

Wien, 3. April 1997

## Prolog

*In Wien musst' erst sterben,  
damit s' dich hochleben lassen.  
Aber dann lebst' lang.*  
Falco/Helmut Qualtinger

Ein eisiger Wind fegte über das regennasse Pflaster neben dem »Ersten Haus am Ring« und zeichnete zittrige Wellenlinien in die Pfützen, die sich seit den Abendstunden auf dem Platz gebildet hatten. Er trieb vereinzelte Regentropfen unter die Arkaden am Opernhaus und veranlasste den großen Mann, der eben aus dem östlichen Bühneneingang getreten war, sich den Kragen seines Mantels hochzustellen. Missmutig starrte er in die Nacht, die ihn mit einem zu seiner Stimmung passenden Wetter empfing.

»Im Alter lässt die Gehörleistung ein wenig nach«, hatte ihm Kurt Wengler noch vor wenigen Minuten unverschämt grinsend an den Kopf geworfen. Ihm, Friedemann Liebkind, mit Ende vierzig bereits eine Institution an der Wiener Oper, einer der renommiertesten Experten für das Musiktheater im gesamten deutschen Sprachraum. Wie konnte es dieser Emporkömmling nur wagen, seine Fachmeinung zu untergraben? Am liebsten hätte er kehrtgemacht und den vorwitzigen Kulturberichterstatter eines Monatsmagazins zu Brei geschlagen. Doch das hätte wohl das Ende seiner langjährigen Karriere bedeutet. Er musste eine andere Möglichkeit finden, um den unliebsamen Konkurrenten in die Schranken zu weisen.

Die Drehspiegelleuchte eines über die Philharmonikerstraße fahrenden Rettungswagens schickte blaue Irrlichter über die nassen Granitplatten. Für einen Augenblick huschte das Signallicht auch über Liebkind's gerötetes, aufgedunsenes Gesicht. Der beleibte Mann trat zwei Schritte nach vorne, zog sich seine lederen Handschuhe über und blickte unter den Arkaden entlang.

Keine Menschenseele ließ sich sehen. Die Vorstellung war bereits vor über einer Stunde beendet worden, und die Besu-

cher hatten sich schon längst in den Gassen oder den U-Bahn-Schächten der Stadt verloren. Nicht einmal Touristen verirrten sich bei diesem Sauwetter unter die seitlichen Anbauten der Staatsoper, die einst errichtet worden waren, um den Angehörigen der privilegierten Gesellschaftsschichten die Möglichkeit zu bieten, mit Pferdedroschken vorzufahren. Ein guter Tag für die Bars in den Hotels und für die zahlreichen Wiener Kaffeehäuser. Auch das Café Sacher schien gut besucht zu sein. Durch die Fenster des für seine Schokoladentorten weltbekannten Lokals drang leise der Klang von klirrenden Gläsern und lachenden Menschen.

Friedemann Liebkind versuchte das Aufglimmen einer Zigarette zwischen den Säulen zu entdecken, aber Karl saß wahrscheinlich seit Stunden vor einem vollen Aschenbecher im Operncafé und genehmigte sich dort einen doppelten Mokka mit »Beifahrer«. Schließlich gehörte es zu seinen Pflichten als Privatchauffeur, aufkommende Müdigkeit zu verdrängen.

Wie immer, wenn Liebkind das Haus am Ring durch den Bühneneingang an der Kärntner Straße verließ, schritt er auch an diesem Abend unter das äußere Kuppeldach des zweireihigen Anbaus. Hier hatte er mit Irina gestanden. Immer nach den Ballettproben. Sie hatten sich an den Händen gehalten und über Musik und Tanz gesprochen. Über Menuett, Mazurka und Walzer. Wie schön sie nur gewesen war! Im gegenüberliegenden Palais Todesco war seinerzeit der Komponist Johann Strauß ein und aus gegangen. Irina hatte seine Walzer über alles geliebt.

Liebkind schaute zu den überlebensgroßen Karyatiden empor, die das vorkragende Dachgesims trugen. Vor drei Monaten hatte er die traditionelle Silvesteraufführung der Johann-Strauß-Operette »Die Fledermaus« arg verrissen und kaum ein gutes Haar an der Inszenierung durch einen Wiener Volksschauspieler gelassen. Seine Kritik an dem beliebten Mimen hatte ihm viel Gegenwind eingetragen. Es war ein regelrechter

Sturm der Entrüstung gewesen, dem er sich entgegenzustellen hatte. Liebkind mochte es vielleicht an diplomatischem Feingefühl fehlen, aber gewiss nicht an der nötigen Standhaftigkeit, wenn es darum ging, seine Ansprüche an die Interpretation eines musikalischen Meisterwerks zu verteidigen.

Seit vielen Jahren schon kämpfte er gegen eine Aufweichung des hohen Standards, den Genies wie Strauß mit ihren Schöpfungen gesetzt hatten. Schon die Ouvertüre der »Fledermaus« galt als Herausforderung für die besten Orchester der Welt, und so feinsinnig und zugleich mitreißend, wie das Werk von seinem Urheber komponiert worden war, so wollte Liebkind es auch umgesetzt wissen. Sein Verständnis für experimentelle Neuerungen hielt sich in engen Grenzen, und für diese Prinzipien nahm er auch Widerstand in Kauf. Es war eben nicht leicht, den Beruf eines Musikkritikers gewissenhaft auszuüben, ohne sich jede Menge Feinde einzuhandeln.

Der Regen wurde stärker und erschwerte die Sicht auf den monumentalen Repräsentationsbau auf der anderen Seite der Kärntner Straße. Liebkind wünschte sich in die Gründerzeit der 1860er Jahre zurück, als sich im behaglichen Künstlersalon von Baron Todesco Gäste wie Hugo von Hofmannsthal, Henrik Ibsen oder Anton Rubinstein die Klinke in die Hand gegeben hatten. Doch die Welt hatte sich gewandelt. Begnadete Könnner wie Strauß oder Rubinstein gab es nicht mehr, und es lag an ihm, Friedemann Liebkind, das Vermächtnis der großen Meister zu bewahren.

Leichtfüßiger, als man es seiner Gestalt zugetraut hätte, bewegte sich Liebkind zurück zum Opernhaus und ging an den Auslagen einer darin untergebrachten Buch- und Tonträger-Handlung vorbei. Er steuerte auf die verwaisten Stühle vor dem Café Oper zu, als er das Summen einer Melodie vernahm. Eine leise Stimme gab die Ouvertüre von Mozarts »Die Hochzeit des Figaro« zum Besten. Die einleitenden Takte der Oper, die heute Abend aufgeführt worden war, schienen jemanden aus der Zuhörerschaft nachhaltig beeindruckt zu haben.

Friedemann Liebkind versuchte die Quelle der Töne zu orten und lauschte. An der Stimmfärbung war zu erkennen, dass es sich um eine Besucherin handeln musste. Eine merkwürdige Klarheit und Fehlerlosigkeit lag in dem Summen und veranlasste den Kritiker dazu, in seiner Position hinter einer Säule zu verharren. Gerne hätte er diese besondere Wiedergabe des musikalischen Vorspiels bis zum Ende genossen, doch die Frau verweigerte ihm diesen Gefallen. Die Melodie verebbte und ging in das Rascheln von Zeitungspapier über. Die Geräusche kamen aus einer kleinen Nische in der Wand des Operngebäudes, die durch einen über zwei Stufen erreichbaren Seiteneingang gebildet wurde. Ein spindeldürrer jungliches Mädchen kauerte dort im Winkel zwischen Wand und Tür und versuchte sich mit den Blättern einer Zeitung zuzudecken.

»Sie haben Talent«, bemerkte Liebkind und trat näher heran.

Die junge Frau gab keine Antwort. Kaum merklich nickte sie ihm zu und musterte ihn aus weit aufgerissenen Augen über den Rand der bis zum Mund ragenden Zeitung hinweg.

»Sind Sie Sängerin?«

Wieder blieb die dunkelhaarige Jugendliche eine Antwort schuldig. Sie hatte ihre aus einem blauen Faltenrock ragenden, in dicken Wollstrümpfen steckenden Beine dicht an den Körper gezogen. Ihr Oberkörper war zur Gänze von der Tageszeitung bedeckt. Nur das leise Rascheln des Papiers verriet, dass sie zitterte.

»Keine Angst«, beschwor sie der Kritiker. »Ich tue Ihnen nichts. Mein Name ist Friedemann Liebkind. Sie kennen mich bestimmt aus dem Fernsehen. Aus den Kultursendungen.«

»Ich habe kein Fernsehen«, kam es zaghaft aus dem Mund des Mädchens. Die Blätter der Abendzeitung waren ein Stück nach unten gerutscht.

»Aber Sie kennen ›Le nozze di Figaro‹! Sehr gut sogar, wie ich eben hören durfte. Besuchen Sie oft die Staatsoper?«

Das Mädchen schüttelte den Kopf. Es mochte sechzehn

oder siebzehn Jahre alt sein und wirkte außergewöhnlich mager. Auf seinem dünnen Hals saß ein schmaler Kopf mit spitzem, aber hübschem Gesicht. Trotz der schwachen Außenbeleuchtung konnte Liebkind ganz deutlich die Furcht in den großen dunklen Augen erkennen.

»Sie waren heute Abend zum ersten Mal hier? Da ist es ja umso erstaunlicher, dass Sie die Ouvertüre im Anschluss an die dreistündige Aufführung so fehlerfrei wiedergeben können! Wie hat Ihnen denn die Vorstellung gefallen?«

Der Ansatz eines Lächelns beschlich das Gesicht der jungen Frau. »Es war großartig«, flüsterte sie. »Die Musik, der Ausdruck, die Stimmen! Einfach überwältigend!«

Liebkind nickte. »Es war wirklich eine ansprechende Darbietung. Sie haben sich einen guten Tag für einen Opernbesuch ausgesucht. Jetzt sollten Sie aber besser den Heimweg antreten. Kann ich Ihnen vielleicht behilflich sein? Soll ich Ihnen ein Taxi rufen?«

»Nein danke«, antwortete das schmale Gesicht. »Ich komme allein zurecht.«

»Dann wünsch ich Ihnen noch einen angenehmen Abend.« Liebkind verabschiedete sich nach kurzem Zögern mit einem freundlichen Nicken.

Mit langsamen Schritten entfernte er sich vom Seiteneingang und stieß wenige Meter weiter beinahe gegen Karl, der mit aufgespanntem Regenschirm um die südöstliche Gebäudeecke geeilt kam. Der Chauffeur roch nach Schnaps.

»Nach Hause, Professor?«

Liebkind bejahte die Frage stumm und schickte sich an, seinem Fahrer in die regnerische Nacht zu folgen. Die Stimme des Mädchens ließ ihn innehalten.

»Die Oboe! Sie war weg.«

Friedemann Liebkind fuhr herum. »Wie bitte?«

»In der Ouvertüre, die zweite Oboe«, erklang es leise aus der Nische. Die Worte gingen beinahe im Geräusch des herabprasselnden Regens unter.

»Sind Sie sicher?« Liebkind machte wieder ein paar Schritte auf die junge Frau zu.

Unsicher rang sie um Worte. »Die Holzbläser! Sollten es nicht je zwei Flöten, Fagotte, Klarinetten und Oboen sein?« Sie stockte.

»Und weiter?«

»Eine der Oboen hat gefehlt. Das hat mich kurz gestört.«

»Sind Sie sich da ganz sicher?«

Die junge Frau nickte heftig mit dem Kopf. »Nicht lange. Nur in den Takten einundachtzig bis neunzig. Aber das hat mich ein wenig irritiert.«

Dem Opernexperten stand der Mund weit offen.

»Sie wollten doch wissen, wie mir die Aufführung gefallen hat«, stammelte das Mädchen unsicher.

Liebkind hielt sich geistig die Partitur der Ouvertüre vor Augen. In der genannten Passage waren die Oboen von untergeordneter Bedeutung. Hier das Fehlen des zweiten Instruments wahrnehmen zu können bedurfte eines besonders sensiblen Gehörs. Er selbst hatte es nicht bemerkt. Wieder fiel ihm der Satz von Kurt Wengler ein. Was war, wenn der respektlose Schmierfink recht hatte?

»Woher kommen Sie?«, wollte Liebkind von dem Mädchen wissen. »Sind Sie aus Wien? Wohnen Sie im Hotel?«

»Die wohnt auf der Straße«, bemerkte Karl hinter ihm hämisch.

»Halten Sie Ihren Mund, Sie kulturloses Individuum!«, fuhr Liebkind ihn an. »Und geben Sie mir verdammt noch mal Ihre Jacke! Sehen Sie nicht, wie das arme Kind friert?«

Widerwillig zog der kleine Mann seine Daunenjacke aus und reichte sie seinem Chef. Dieser beugte sich zu dem Mädchen hinunter und nahm behutsam die Zeitung an sich. Ein halbseitiges Bild des Klonschafs »Dolly« zierte das Titelblatt. Seit die Forschungsergebnisse der Zellbiologen am schottischen Roslin-Institut vor fünf Wochen publik gemacht worden waren, fand sich fast täglich ein Artikel darüber in den heimischen Gazetten. Die junge Frau war nur mit einer dün-

nen Jacke über einer weißen Bluse bekleidet. Liebkind legte ihr die Jacke seines Chauffeurs über die Schultern und hockte sich unter ächzendem Schnaufen neben sie auf die Stufen.

»Sie dürfen hier nicht die Nacht verbringen! Bei diesem Wetter holt man sich den Tod. Haben Sie denn niemanden in der Stadt, bei dem Sie unterschlüpfen können? Keine Verwandten oder Freunde?«

Das Mädchen verneinte kopfschüttelnd.

»Haben Sie es denn schon bei einer Jugendherberge probiert? Es mag in diesen Absteigen zwar an Komfort fehlen, aber für ein paar Schilling hätten Sie dort wenigstens ein Dach über dem Kopf.«

»Ich hab mein letztes Geld für die Stehplatzkarte ausgegeben.«

Liebkind lächelte. »Die Hochzeit des Figaro« war Ihnen also wichtiger als die Sorge um einen Schlafplatz. Eine durchaus interessante Reihung Ihrer Wertigkeiten. Sie werden vermutlich nur wenige Menschen finden, die diese Entscheidung nachvollziehen können. Einer davon sitzt gerade neben Ihnen. Und eben weil ich diesen Schritt verstehe, möchte ich Ihnen für heute Abend das Gästezimmer meines Apartments zur Verfügung stellen. Ich kann Sie hier unmöglich sitzen lassen!« Er reichte der jungen Frau die Hand, um ihr hochzuhelfen.

Sie antwortete mit einer abwehrenden Geste. »Lieber nicht. Mir geht es gut. Danke.«

»Ich bestehe darauf!«, rief Liebkind energisch. »Ich kann es nicht verantworten, dass Sie sich eine Lungenentzündung holen. Diese Nacht ist für einen Aufenthalt im Freien denkbar ungeeignet. In der morgigen Abendausgabe des Tagblatts wird meine Rezension der heutigen Aufführung zu lesen sein. Es wird ein wohlwollender Artikel werden, den ich nur ungern durch einen in derselben Zeitung stehenden Bericht über ein am Opernhaus erfroren aufgefundenes Mädchen entwertet sehen würde. Lassen Sie mich Ihnen doch eine trockene Bleibe zur Verfügung stellen. Mein Gästezimmer ist beheizt und fris-

tet dennoch ein trauriges, einsames Dasein. Wir Opernfreunde müssen zusammenhalten! Wie heißen Sie denn, mein Kind?»

»Heidegger. Ehrentraud Heidegger.«

Liebkind lachte. »Ehrentraud und Friedemann! Zwei ganz vortreffliche, außergewöhnliche Vornamen. Das passt gut zusammen! Fast wie Tristan und Isolde. Was denken Sie, Karl?«

Karl rang sich ein gequältes Lächeln ab. Die Aussicht, zu später Stunde noch das Gästezimmer für einen Überraschungsgast herrichten zu müssen, bereitete ihm wenig Freude. Es fehlte gerade noch, dass er damit beauftragt wurde, für die obdachlose Göre aufzukochen. Instinktiv griff er sich an die Brust. Doch die Zigaretten in der Innentasche seiner Jacke befanden sich jetzt bei dem Mädchen.

»Nur für eine Nacht«, fuhr Liebkind fort. »Morgen werden wir dann weitersehen. Das Wetter soll sich bessern, habe ich gelesen.« Er deutete auf die Zeitung. »Sie werden sehen, mit etwas Sonnenschein schaut die Welt gleich viel besser aus. Vertrauen Sie mir, es wird Ihnen nichts Böses widerfahren.« Vergeblich wartete er auf eine Reaktion. Schließlich lehnte er sich mit dem Rücken gegen die verschlossene Tür, spitzte seine Lippen und begann leise eine kleine Melodie zu singen.

»Lachet und singet und scherzet und springet, kommet, Freunde und Geliebte! Ewig sei aus unserm Herzen Gram und Traurigkeit verbannt!« Liebkind lächelte dem Mädchen freundlich zu. »Denken Sie an die Schlussworte der heutigen Oper! Der Komponist wollte, dass seine Zuhörer das Auditorium mit Fröhlichkeit im Herzen verlassen. Sie sind jung und haben noch das ganze Leben vor sich. Sie sollten es mit Freude gestalten und nicht mit Trübsal oder Trauer. Und wo liegt mehr Freude als in der Musik?«

Liebkind hob seine Hand, als hielte er darin einen Taktstock. »Ohne Musik wär alles nichts«, hat Wolfgang Amadeus Mozart einst gesagt. Seine Musik ist für heute in diesem Gebäude verklungen. Hier erwartet Sie das Nichts. Gewähren Sie mir doch das Vergnügen, für eine Nacht zu Gast an einem anderen, von Musik beseelten Ort zu sein: in meinem Heim. Ich ver-

sichere Ihnen, es ist der musikalischste Platz, den Sie in Wien finden können. Ich verfüge über ein beeindruckendes Archiv mit Aufnahmen fast aller Operneinspielungen, die jemals in den Handel gelangt sind. Verdi, Rossini, Weber, Wagner. Von Bizet bis Tschaikowsky, von Gluck bis Smetana, Sie werden alle Werke dieser wunderbaren Komponisten bei mir finden.«

Argwöhnisch blickte Ehrentraud Heidegger in das runde, schwammige Gesicht von Friedemann Liebkind. Inmitten der deutlich sichtbaren Spuren einer höchst ungesunden Lebensweise erkannte sie einen regen Geist. Der Mann war sichtlich gut erzogen, er verstand es, sich zu artikulieren, und es war unverkennbar, dass das Feuer einer großen Leidenschaft für die Musik in ihm loderte. Doch trotz ihrer Jugend war sie bereits alt genug, um zu wissen, dass Hingabe und Begeisterung kein Vorrecht guter Menschen war. Auch das Böse kannte Überschwang, Erregung und Manie. Zwischen Vorsicht und Vertrauen schwankend, obsiegte schließlich ihr Glaube an das Göttliche in der Musik.

»Nur für eine Nacht«, sagte sie nach längerem Abwägen.

Erfreut sprang Liebkind auf und half dem Mädchen hoch. »Es ist bloß eine kurze Fahrt. Mein Wagen steht nicht weit von hier, in der Operngasse.«

Karl reichte seinem Arbeitgeber den Regenschirm und lief zum Wagen voraus. In wenigen Sekunden hatte er den Weg zum überdachten Vorbau am Haupteingang zurückgelegt. Dort betrachtete er fluchend die Wasserflecken, die sich auf seinem Hemd gebildet hatten. Liebkind's Aufforderung, einer Obdachlosen seine Jacke zu überlassen, hatte ihn verärgert. Wie kam er dazu, sich wegen der Launen seines Chefs bei diesem Wetter eine Verkühlung einzufangen? Zornig trat er gegen eine am Boden liegende Plastikflasche. Warum nahm Liebkind nicht seinen eigenen Mantel, wenn er schon in einem merkwürdigen Anfall von Nächstenliebe ausgerechnet den heiligen Martin spielen musste?



Er verschränkte die Hände vor der Brust, um sich ein wenig zu wärmen. Zum wiederholten Mal fragte sich Karl, ob sein zugegebenermaßen hohes Gehalt es denn rechtfertigte, nach der Pfeife eines eigenwilligen Opernfanatikern zu tanzen. Nachdenklich blickte er gegen den finsternen Himmel. Dann verließ er den schützenden Eingangsbereich und lief, so schnell ihn seine kurzen Beine trugen, weiter zur Operngasse.

Liebkind und das Mädchen folgten dem Chauffeur in gemächlicherem Tempo. Der große Mann hatte schützend einen seiner kräftigen Arme um die schmalen Schultern seiner jugendlichen Begleiterin gelegt und mühte sich, mit dem Schirm den seitlich einfallenden Regen von ihr abzuhalten.

»Wie ist es Ihnen gelungen, die fehlende Oboe aus dem Orchesterklang herauszuhören? Haben Sie sich ausschließlich auf die Holzbläser konzentriert?«

»Ich höre auf alles«, antwortete sie. »Ich bin es gewohnt, mir Klänge einzuprägen. Ich bin«, sie stockte, »ich bin lange Zeit kaum draußen gewesen. Immer nur in meinem Zimmer, allein mit meinem alten Radiogerät. Da lernt man zuzuhören. Eine verstimmte Saite bei den Bratschen, ein falscher Ansatz bei den Blechbläsern, ein verzögerter Trommelschlag, das alles fällt mir sofort auf. Ich weiß auch nicht, warum. Vielleicht bin ich einfach anders.«

»Freuen Sie sich über dieses Anderssein! Es ist eine besondere Gabe, die feinen Nuancen im Reich der Musik wahrnehmen zu können. Sie scheinen ein äußerst musikalischer Mensch zu sein. Spielen Sie ein Instrument?«

Ehrentraud Heidegger schüttelte den Kopf.

»Wer über so ein Gehör verfügt wie Sie, sollte unbedingt ein Instrument erlernen. Haben Ihre Eltern diese Begabung denn nie erkannt?«

Betreten sah das Mädchen zu Boden und schwieg.

»Bei diesem verdammten Wind ist der Regenschirm beinahe wertlos«, wechselte Liebkind das Thema. »Machen Sie besser die Jacke zu.«

Dicht nebeneinander lief das ungleiche Paar zur Operngasse, wo Karl die beiden an der geöffneten Wagentür eines goldmetall lackierten Mercedes empfing. Der Chauffeur hatte sich eine Decke über den kahlen Kopf und seine Schultern geworfen. Zappelig trat er von einem Bein auf das andere.

»Beeilen Sie sich! Der Regen wird heftiger«, rief er seinen Fahrgästen entgegen.

Unter dem schützend über die Fahrzeugtür gehaltenen Regenschirm schlüpfte Ehrentraud Heidegger ins Innere der Limousine. Liebkind nahm neben ihr auf der Rückbank Platz. Umständlich schälte er sich aus seinem nassen Mantel. »Haben Sie die Wagenheizung angestellt, Karl? Unserem Gast ist kalt. Wo waren Sie denn überhaupt so lange? Sie wissen, dass ich nicht gerne warte!«

»Ich musste einen Reifen wechseln«, verteidigte sich der Fahrer, während er den Wagen startete und das Gebläse auf Rechtsanschlag drehte. »Links hinten, wie beim letzten Mal.«

»Wieder aufgestochen?« Liebkind beugte sich entsetzt zu seinem Fahrer nach vorne.

Karl nickte. »Die gleiche Vorgangsweise. Aufgeschlitzt, während ich mich im Operncafé aufgewärmt habe. Vermutlich wieder mit einem Messer. Schaut nach demselben Täter aus.«

»Dieser impertinente Kretin!« Friedemann Liebkind schlug mit der Faust so fest gegen die Nackenstütze des Fahrersitzes, dass Karl beim Ausparken beinahe ein anderes Fahrzeug touchierte. »Dieser unverfrorene Emporkömmling! Man sollte den hinterhältigen Schmierfink am Kronleuchter über dem Orchestergraben aufhängen! So ein charakterloser Schuft! Wissen Sie, was dieser Wengler ist?« Liebkind brüllte jetzt. »Diese Ausgeburt einer missratenen Mutter ist die Personifizierung der Niedertracht. Eine neuzeitliche Reinkarnation all dieser Cambinis, Colloredos und Salieris, die ihr unwürdiges Leben damit verbracht haben, dem großen Mozart ans Bein zu pinkeln. Aber nicht mit mir! Ich werde diesem Epigonen neiderfüllter italienischer Intriganten das



Handwerk legen! Fertig werde ich ihn machen, und wenn es das Letzte ist, was mir im Leben bleibt. Ich werde ihm die Hölle auf Erden bereiten!«

Erst mit den letzten Worten seines Wutausbruchs wurde Liebkind bewusst, dass er sich nicht allein auf der Rückbank des Mercedes befand. Ehrentraud Heidegger war von ihm abgerückt und drückte sich gegen die Verkleidung der Wagentür. Erschrocken blickte der große Mann auf das verängstigte Mädchen neben sich.

»Entschuldigen Sie bitte meine Heftigkeit. Aber dieser Kurt Wengler lässt nichts unversucht, meine Arbeit zu sabotieren. Er hat ganz offensichtlich vor, mich mit gezielten Attacken in den Wahnsinn zu treiben. Jedes noch so widerwärtige Mittel scheint diesem Unmenschen recht zu sein, um meinen Platz einzunehmen. Was ihm an Musikalität fehlt, macht er durch kriminelle Energie wett. Sein Plan wird jedoch nicht gelingen! Ich werde mich zu wehren wissen, keine Sorge.«

Das Mädchen wirkte nicht wie jemand, der frei von Sorge war. Zitternd vergrub es seine Hände in den Taschen der viel zu großen Daunenjacke und vermied es, mit Liebkind Augenkontakt aufzunehmen.

Erschrocken über den eigenen Kontrollverlust betrachtete der Musikkritiker das Häufchen Elend neben sich. »Karl, Sie müssen sich darum kümmern, dass unser junger Gast etwas zu essen bekommt.«

Vom vorderen Bereich des Wageninneren kam eine unverständliche, gebrummte Antwort retour, und Liebkind begann, in den Taschen seines Mantels zu kramen. Er zog einen in Leder gebundenen Schreibblock und einen exklusiven Füllfederhalter hervor und schrieb in großen, geschwungenen Buchstaben auf das erste freie Blatt die Überschrift zu seiner am morgigen Abend erscheinenden Musikkritik: »Das Schweigen der Oboe«.

*Wien, 20 Jahre später*

1

Mit einem Blick auf sein iPhone vergewisserte sich der Mann mit dem Trolley, dass er sich am richtigen Ort befand. »Bahnhof Rudolfsheim«, stand in der zuletzt eingegangenen Nachricht. Der hagere Fünfzigjährige trat näher an das Haltestellenschild am Rande des Platzes heran, unter dem eine Zusatztafel verkündete, dass hier kein Zustieg möglich sei. Die Straßenbahnen, die hier zu stehen kamen, hatten nach dem Aussteigen der letzten Fahrgäste nur mehr wenige Meter Fahrtweg vor sich: in die Abstellgebäude des im fünfzehnten Wiener Gemeindebezirks gelegenen Betriebsbahnhofs.

Bunte Kontrolllampen blinkten durch die Fenster des kleinen Verschubhäuschens, das zentral inmitten eines von Gleisen durchzogenen Platzes thronte. Eine einzige Straßenlaterne beleuchtete notdürftig die leicht abschüssige Fläche, die zu den beiden Hallen der Straßenbahnremise hinabführte. Das Licht reichte gerade noch aus, um die basilikaartigen Umrisse der westlich gelegenen Einser-Halle ausmachen zu können. Das Neonlicht im Inneren des Gebäudes war schon vor einer halben Stunde, kurz nach dem Einlaufen der letzten Garnitur, erloschen, und die Dunkelheit der schwülen Juninacht hatte die Sichtziegelfassade des denkmalgeschützten Baus verschluckt. Nur den Reflexionen der schwachen Straßenbeleuchtung war es zu verdanken, dass sich die Glasfenster am oberen Teil des Mittelschiffs erkennen ließen. Die Zweier-Halle lag völlig im Dunkeln.

Angestrengt versuchte Levon Kaltenbrunner, eine Bewegung im Zwielficht vor den hohen Toren auszumachen. Doch die letzten der hier beschäftigten Magistratsbediensteten hatten vor zwanzig Minuten den Heimweg angetreten und das seit über hundert Jahren genutzte Gebäude menschenleer zu-

rückgelassen. Der Mann, von dem die Textnachricht stammte, hätte längst schon hier sein müssen.

Unschlüssig blickte Kaltenbrunner zur Mariahilfer Straße hoch. Die Scheinwerfer eines von der Linzer Straße kommenden Fahrzeugs erfassten kurz die winzige Verschubhütte, bevor sich der Lichtkegel hinter den Häusern verlor. Wo blieb der Kerl bloß?

Kaltenbrunner warf den Stummel seiner Zigarette auf die Straßenbahnschienen und fischte mit seinen langen, knöchigen Fingern eine weitere Akhtamar aus der Schachtel in seiner Jackentasche.

Vieles gab es nicht mehr, das ihn noch mit seiner Heimat im Kaukasus verband. Geschmuggelte Zigaretten und ein armenischer Vorname, der ihm zu Unrecht die Eigenschaften eines Löwen andichtete. Mit dem Mut dieser Raubkatze war er noch nie ausgestattet gewesen, doch heute war es mehr als die übliche Unsicherheit im Umgang mit ungewohnten Situationen. Heute verspürte Kaltenbrunner Angst. Dass das Treffen mit dem Kaufinteressenten erneut verschoben worden war, hatte ihn zusätzlich aus dem Gleichgewicht gebracht.

Mit einer Zigarette im Mundwinkel las er zum wiederholten Mal die Textnachricht, die er um null Uhr dreiundzwanzig erhalten hatte: »Wurde an der Grenze aufgehalten – Wagen komplett durchsucht – sorry für Verspätung – bin unterwegs – bitte warten«. Diese erste SMS war ihm gerade zu jenem Zeitpunkt übermittelt worden, zu dem er schon beschlossen hatte, den Heimweg anzutreten. Er war geblieben. Vor einer Viertelstunde hatte ihn dann die zweite Mitteilung auf seinem Handy erreicht, in der der Kaufinteressent darum bat, das Treffen zum Bahnhof am stadtauswärts gelegenen Ende der Schwendergasse zu verlagern, weil hier leichter ein Parkplatz zu finden sei. Jetzt war es halb zwei vorbei, und das Einzige, das sich an diesem Ort bewegte, waren die Finger auf dem Touchscreen von Kaltenbrunners Mobiltelefon.

Er steckte das Handy in seine Hosentasche und betrachtete das Bild auf der Zigarettenschachtel. Es zeigte ein junges Mädchen mit erhobener Fackel und verwies auf die traurige Geschichte von Prinzessin Tamar. Der Legende nach lebte sie auf einer Insel im Sewansee und hatte ihr Herz an einen einfachen Fischer vom Festland verschenkt. Jeden Abend stellte sich Tamar mit einer Fackel an den Rand der Insel und signalisierte ihrem Geliebten damit den Weg zu ihr – bis ihr Vater von der nicht standesgemäßen Verbindung erfuhr und seine Tochter am folgenden Abend in ihrem Quartier festhielt. Ohne Sicht auf das wegweisende Licht konnte der Fischer die Insel nicht mehr finden und ertrank. Die Prinzessin nahm sich darauf das Leben. *Akhtamar* – »Ach Tamar«.

Es war die Geschichte seines Lebens. Auch seine Prinzessin, Gertrude Kaltenbrunner, war ihm genommen worden. Weggesperrt in Krankenhäuser und Rehabilitationszentren. Schließlich war sie am Inzersdorfer Friedhof beerdigt worden. Leukämie. Er hasste dieses Wort. Hinterlassen hatte sie ihm ihren deutschsprachigen Namen, ihr roségoldfarbenes iPhone und ein heruntergekommenes Antiquitätengeschäft, das vielmehr den Namen Trödeladen verdiente. Seit Gertrudes Tod kämpfte er gegen das Ertrinken im Meer des Lebens und fischte dabei verzweifelt nach Altwaren, die mehr wert waren als der Tand, der die Regale seines Geschäftslokals im siebenten Bezirk füllte. Er hatte es sich in den Kopf gesetzt, seine Insel zu guter Letzt doch noch zu erreichen, und er wusste auch, wo diese zu finden wäre: im »gelobten Land am Rande der Welt«, in seiner Heimat Armenien.

Alles, was ihm dazu fehlte, war das Geld, das ihn vom einfachen Fischer zum Edelmann befördern würde. Kaltenbrunner dachte an die prachtvollen Häuser, die in den vergangenen Jahren von begüterten Auslandsarmeniern in der alten Heimat errichtet worden waren. Jerewan war im Begriff, aus seinem Jahrtausende währenden Dornröschenschlaf zu erwachen und sich wieder in eine Weltstadt zu verwandeln. Zu gerne hätte Levon Kaltenbrunner an diesem Erwachen

teilgenommen und die unglückliche Zeit in der Stadt an der Donau hinter sich gelassen. Ein kleiner Laden in der Nähe des Vernisaj-Flohmarkts und ein Häuschen im modernen Kanaker-Sejtun-Distrikt, nordöstlich des Zentrums. Mehr wollte er nicht. Wie besessen arbeitete er an diesem Traum. Unzählige Wiener Wohnungen waren von ihm im Zuge der Übernahme von Verlassenschaften leer geräumt worden, immer in der Hoffnung, auf den entscheidenden Fund zu stoßen, der ihn diesem Ziel näher bringen würde. Eine verborgene Münzsammlung, ein unerkanntes Gemälde von Gustav Klimt oder eine wertvolle Antiquität aus der Zeit des Biedermeiers. Vergeblich. Nie war ein nennenswerter Schatz zum Vorschein gelangt.

Doch dieses Mal schien er auf etwas wirklich Wertvolles gestoßen sein. Umsonst machte sich kein Interessent aus dem Osten auf den weiten Weg nach Wien. Das musste jetzt endlich der lang ersehnte Glücksgriff sein, auf den er so lange gewartet hatte.

Kaltenbrunner klammerte sich an den Teleskopgriff seines Trolleys und versuchte sein Unbehagen zu verdrängen.

Nervös blickte er die Gleise entlang, die sich in der Dunkelheit vor den Toren der Hallen verloren. Vom ursprünglich vereinbarten Treffpunkt im Café Tschecherl war er nach der Sperrstunde die Schwendergasse stadtauswärts gewandert, an den geschlossenen Geschäften und Lokalen des kleinen Markts vorbei, die entsprechend der Wiener Marktordnung schon um dreiundzwanzig Uhr dichtmachen mussten. Der Vorplatz des »Hauses der Begegnung«, an dem sonst oft noch bis spät am Abend Grüppchen von Besuchern der Volkshochschule beieinanderstanden, war menschenleer gewesen. Kein Wunder. Die würfelförmige, hoch oben an einer Säule angebrachte Uhr hatte ein Uhr dreißig angezeigt, eine Zeit, zu der auch die meisten Studierenden längst den Weg in ihre Betten gefunden hatten.

Stille hatte über Rudolfsheim gelegen. Nur vereinzelt war

Motorlärm von der parallel verlaufenden Mariahilfer Straße zu hören gewesen. Immer wieder hatte sich Kaltenbrunner auf dem nur wenige Minuten dauernden Weg zur Remise umgedreht. Niemand war ihm gefolgt.

Der Antiquitätenhändler musterte die Autos, die unter einem Flugdach am Rand des Platzes standen. Er konnte keinen Menschen darin entdecken. Auch der hinter dem schindelgedeckten Häuschen abgestellte Bus der Wiener Linien schien verwaist zu sein. Da die Beleuchtung der Tankstelle bereits erloschen war, lag auch das Ende der Schwendergasse im Halbdunkel, und die Bäume im angrenzenden Gustav-Jäger-Park hoben sich nur mehr undeutlich vom Nachthimmel ab.

Dem hohlwangigen Mann mit den dichten dunklen Haaren wäre ein Treffen in einer Gaststätte lieber gewesen, aber bis auf vereinzelte Rotlicht-Etablissements gab es auf dieser Seite des durch die Westbahnstrecke geteilten Bezirks kaum ein Lokal zu finden, das so spät noch geöffnet hatte.

Ein Geräusch aus der Richtung des Autobusses ließ Kaltenbrunner hochfahren. Er warf die soeben angesteckte Zigarette weg, umfasste den Griff seines Trolleys und rumpelte mit diesem über die Schienenstränge zur Rückseite der Verschubhütte. Eine Katze zischte hinter den Zwillingsreifen des Busses hervor und lief die Mauer des angrenzenden Wohnbaus entlang zur Zweier-Halle. Levon Kaltenbrunner zog den Rollkoffer zu sich heran und begann zu husten. Eine gute Minute lang kämpfte er mit den Begleiterscheinungen jahrelanger Nikotinsucht, dann erfolgte wieder die automatisierte Bewegung seiner Hand zur Zigarettenschachtel.

Im Schein der Flamme seines Feuerzeugs betrachtete er Gischt und Wellen zu Füßen von Prinzessin Tamar. Er versuchte sich an den Sewansee zu erinnern. Verblasste Kindheitserinnerungen kamen hoch: die Berge von Tawusch, der Geruch von über dem Feuer gebratenen Sewan-Forellen, russische Kurgäste in Dilidschan, Bootsfahrten auf den meerähnlichen Weiten des Hochgebirgssees.

Kaltenbrunner schloss die Augen, zog an seiner Zigarette und ließ seine Gedanken über die gekräuselte Wasseroberfläche gleiten. Er vermeinte die Westwinde verspüren zu können, die kalte Luft aus dem Geghamgebirge herabbrachten. Im Wasser spiegelte sich der klare Himmel. *Kapuyt* – himmelblau. Im Geiste zeichnete er das Wort mit den Buchstaben der heimatlichen Schriftzeichen nach. Geschwungene Linien mit Wellenkämmen und Wellentälern. Verspielte, mit Leichtigkeit geformte Rundungen, aus denen dennoch die Beständigkeit hervortrat, die sein über die Welt verstreutes Volk seit der Landung Noahs am Berg Ararat auszeichnete.

Das dunkle Grün einer Insel erhob sich in der Ferne aus dem von der Wasseroberfläche aufsteigenden Nebel. Schemenhaft und doch so real. Tamar würde ihn dort erwarten. Es galt nur noch, die letzte Wegstrecke zurückzulegen und die weite, glitzernde Fläche zu durchpflügen. Der Wind hatte begonnen, Wellen zu bilden, die ihm die Sicht auf das Ufer erschwerten. Wieder kam dieses Gefühl der Angst in ihm hoch, das er in sich trug, seit die ersten Schüsse an der Grenze zu Aserbaidtschan gefallen waren. Er würde seine ganze Kraft zusammennehmen müssen, um an sein Ziel zu gelangen. Entschlossen reckte er sein Kinn nach oben und atmete tief ein. Plötzlich durchzuckte ein brennender Schmerz seinen Körper.

Mit Schrecken erkannte er, dass ihm seine Beine die Gefolgschaft verweigerten. Verzweifelt riss er seine Arme hoch und kämpfte gegen die sich immer höher auftürmenden Wellen, die über seinem Kopf zusammenschlugen. Das Blau des Wassers schien sich in ein dunkles Rot verwandelt zu haben. Er sackte auf die Knie und spuckte Blut. Langsam schwand das Bewusstsein. Der letzte Rest seiner Gedanken mühte sich vergeblich, am Rande des Horizonts den Schein einer Fackel auszumachen, doch der See hatte die Insel bereits verschluckt. Mit einer klaffenden Kopfwunde kippte der Altwarenhändler vornüber in den Dreck, der sich hinter dem Häuschen angesammelt hatte, und bewegte sich nicht mehr.